

Beim Wort nehmen

ANDREAS LAUDERT: **Erfüllte Schrift. Das Wort zwischen Geist und Materie**, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2009, 160 Seiten, 16,90 EUR.

»Böse ist das, was ablenkt.« Franz Kafka

Früher war vieles anders und manches besser. Denn es war doch so: Seine Ankunft kündigte sich wenigstens noch an. Verworren und diffus manchmal, ekstatisch und feurig ein anderes Mal, minutiös geplant und abgeklärt vielleicht im dritten Fall – aber immer damit endend, dass ein zarter, ideeller Embryo, bevor er Leib annahm, eine Inkarnationstournee antrat durch den ganzen Körper seines Hervorbringers. Durch dessen Muskeln, den Arm, das Handgelenk, die Fingerkuppen – den Stiftgriff, die Federspitze, die Tinte, das Blatt Papier. Kurzum: Das Wort kam als Schrift noch zur Welt, es wurde noch *geboren* – in einem Akt sinnlicher Manifestation, dessen Gegenbild sich zugleich in der Feststellung, in dem faktischen *Sterben* aller Möglichkeiten in eine einzige Wirklichkeit hinein, zeigte.

Und heute? Die orthographischen und grammatikalischen Fehler, die in gegenwärtiger Literatur zu finden sind, resultieren meist nicht aus einer eigenwilligen Sprachinterpretation des wortgebärenden Schreibers, sondern sie zeigen an, um wie viel Zentimeter seine Finger den treffenden Buchstaben auf der Tastatur verfehlt haben. Das Wort bleibt künstlich in der Schwebe, gefangen im virtuellen Konzentrationslager, im digitalen Zwischenspeicher für jeden x-beliebigen Buchstabensalat, ehe es manchmal hart auf dem Boden der Realität aufschlägt: auf dem Seelenboden eines lebendigen Lesers als fixiertes, geschriebenes Wort. – Doch erfüllt sich unter diesen Umständen noch das Wort? *Erfüllt es uns und erfüllen wir sein Sein?* Als Sprache? Vor allem aber: als Schrift?

Andreas Laudert, Autor und Priester der Christengemeinschaft, sieht diese Symptome und Fragen. Und er unternimmt in seinem Buch *Erfüllte Schrift* den Versuch, zum Geburtshelfer des schriftlichen Wortes zu werden, indem er über diesen eigentümlichen Status schreibend

Rechenschaft ablegt – vor sich und damit auch vor jedem Leser.

Ich wusste bereits einige Zeit vor Erscheinen des Buches, dass ich es rezensiere, dass ich diesen Text bekanntmachen und auf ihn hinweisen würde. Ich war also gespannt auf das, was nach dem Würde-Essay¹ und den Episoden-Erzählungen² von Laudert an neuem Lesestoff kommen würde – und ich verschlang flink den mir zugesandten Neuling. Hängen blieben bei diesem *speedreading* vor allem: Ärgernisse und Vorwürfe. Und die nachfolgende Einsicht, dass dieses Buch nicht so eben nebenbei angemessen zu würdigen ist, ja, dass es wohl grundsätzlich neben einer gewissen Schreib- auch einer Lesekultur bedarf, die heute vielleicht ebenfalls gefährdeter ist als zu anderen Zeiten.

Doch warum war ich bei der ersten Lektüre dem schnellen Überlesen erlegen? Abgesehen von meiner eigenen Unruhe, ist Lauderts Opus vom Stil her eher schlicht gehalten, unpräzise und unkompliziert – diese Narration verleitet zum Überfliegen, zum Verpassen sämtlichen tieferen Gehalts, der sich bei einem innehaltenden, atmenden Lesen offenbaren kann. Gerade das wesenhaft Heilige am scheinbar profanen Text zeigt sich erst dem *produktiv lesenden*, d.h. *teilnehmenden Geist*, wie Laudert auch selbst – als ob direkt an mich gewendet – konstatiert: »So kann ich auch eine überaus lebendige Lese-Erfahrung machen bei einem Buch, dass eigentlich voller Mängel ist, weil in ihm eben trotzdem ein verborgenes Leben pulsiert, weil unsichtbar ein Zusammenhang wirkt, der mich hineinnimmt, der mich bewegt, ja, in dem ich bereits drinnen bin, in dem meine Menschensache verhandelt wird. Und ich kann mich bodenlos langweilen, kann trotz vielleicht oberflächlicher Unterhaltung innerlich leer bleiben bei einem brillanten Buch, weil es nicht menschlich-lebendig ist. Lesen heißt eben: Selber schaffen wollen, beim Lesen bereits in ein Mit-Erschaffen kommen ... Und insofern: geistig mit dem Autor kommunizieren«. (S. 35f.) Ergo: Es kommt auf *meine* Haltung an bei der Frage, wie sich mir anderes beim Lesen erschließen kann ...

Sterben ins Leben

Worauf lässt man sich nun aber ein, wenn man sich auf Laudert einlässt? Man lässt sich merklich auf *Laudert* ein, auf einen Autor, der seine Autorenschaft nicht zu verstecken versucht und der ein Mosaik von Beschreibungsannäherungen entwirft, die in drei größeren Abschnitten »das Verhältnis von Leben, Wahrheit und Schrift« (S. 12) beleuchten wollen: 1. indem Umrisse einer Zeitsymptomatologie des Wortes entwickelt werden; 2. indem ein Zugang zum Leben und Werk Franz Kafkas errungen wird; 3. indem der fortgesetzte Entstehungsprozess des Wortes – also nicht der Weg der Idee zum Wort, sondern der vom Wort zur Wirkung – *als ein Sterben ins Leben hinein, als ein Aufgehen ins Leben*, in den Blick genommen wird.

Im ersten Teil beeindruckt der weite Horizont, den Laudert skizziert. Seine »kaleidoskopische Darstellung gegenwärtiger Symptome auf dem Feld der Schrift« (S. 11) ist eine Rundschau über momentanes Wort- und Schrifthandhaben, sein zweiter Fokus auf der steinerschen Prophetie des »Ahriman als Schriftsteller« (S. 49) ein Blick in die Abgründe des Schreibens, den jeder, der dies heute tut – so behaupte ich –, nicht ohne Betroffenheit zu lesen imstande ist. Der Eindruck allerdings, dass die Breite dieser Perspektive manchmal auf Kosten ihrer konkreten Tiefe gewonnen wird, will mir auch beim zweiten Lesen nicht ganz entschwinden – dennoch: diese Passage brilliert vor allem dort, wo Laudert direkt über den Schreibprozess als solchen reflektiert und damit sein eigenes Tun tuend ins Bewusstsein hebt. So wird auch die von ihm unentwegt untersuchte Leib-Text-Analogie nachvollziehbar, denn Textkorpus und Menschkörper durchlaufen je ähnliche Stadien des Werdens und Entstehens, ehe sie dann wirklich da sind: teils als Fatum, teils als – viel wichtigere, weil zukunftsfähigere – »Anknüpfungsmöglichkeit« (S. 34).

Das konkrete Anknüpfen an ein literarisches Leben und Werk (oder besser gesagt: an ein Leben, das Werk *ist*) vollzieht Laudert im zweiten Kapitel exemplarisch an der Figur Kafkas. Und wie! Hier gelingt es Laudert eine intime

Beziehung zu erschreiben, die ihresgleichen sucht. Denn Kafka wird nicht simpel psychologisiert oder – in welcher Form auch immer – gebrandmarkt, sondern Laudert lässt ihn *weiterleben*, indem er ihn in sein eigenes Schreiben aufnimmt, ja, Kafkas Lebenswerk quasi selber *fortschreibt*. Kafkas Ringen mit seinem Leben, das für ihn nichts als Literatur war, sein Schreiben als »Lebensbewältigung, als Lebensersatz« (S. 71), zugleich sein Erleben-Wollen und Erleiden-Müssen dieses problematischen und gewissermaßen auch asozialen Weltbezugs, alles das begleitet Laudert und zeigt so, wie bei Kafka existenziell Text- und Menschkörper das gleiche Schicksal durchmachen. Ehe dann für den zu Lebzeiten kaum bekannten Kafka nach dem Tod die »eigentliche ›Lebzeit«« (S. 139) beginnt, für die wir nun mit verantwortlich sind: Kafkas Leben liegt *jetzt* in unseren Händen, ist unser Erbe, unsere Verantwortung – in Edition wie Interpretation.

Schrift als Inschrift

Das alles gilt freilich nicht nur für Kafka, sondern generell für jede Biographie als individuell durchprägte »Heilige Schrift« (S. 133) – so Laudert im dritten Abschnitt. Gerade diese *Lebensinschrift* ist nun im doppelten Sinne erfüllte Schrift: einmal dadurch, dass etwas, was vorher leer war, gefüllt wird, aber auch dadurch, dass etwas Schicksalhafteres so eintritt »wie Kafkas Mann vom Lande in das ›Gesetz«« (S. 136), dass also ein Zugang geschaffen wird, damit etwas in Raum und Zeit Wirklichkeit werden kann.

Bleibt überdies noch zu bemerken: Laudert adressiert seine Ausführungen an Leser, denen die anthroposophische Terminologie bereits grundlegend vertraut ist, da er die begrifflichen Instrumente, die dieser Horizont bereithält, nicht missen möchte. Ohne Scheu bedient er sich auch christologischer Beschreibungen und Vergleiche, mit denen er nicht nur neue Perspektiven auf Kafka, Wort und Schrift, sondern auch auf das Christentum selbst samt seiner Evangelien entwickelt. Das ist zugleich ein permanent gewagtes Unterfangen, denn es birgt immer auch die Gefahr, Laudert nicht beim

Wort zu nehmen, ja, ihn gar bloß für einen munteren theologischen Plauderer zu halten, insofern nicht die Worte, die er verwendet, mit neuem, innerem Sinn belebt und erfüllt werden können. Beim Wort nehmen hieße hier also in etwa: sich selber des Wortes anzunehmen, es in sich selber zu bergen, zu beheimaten ... Trotzdem unter diesen Umständen ein ums andere Mal längere Passagen zitiert werden, ist und bleibt Laudert stets derjenige, der *denkt*. Und so bleiben durch seine Gedanken letztlich hilfreiche Anregungen auf dem Weg, die eigene Lebensinschrift ebenso besser verstehen zu lernen wie die anderer Menschen: »... Und begegnungsfähig wären wir in dem Maße, wie wir unsere Biographie als den Ort ernst nehmen, wo in jedem neuen Lebensaugenblick ganz von uns selber abhängt, ob sich diese Verwandlung naturgegebenener, allgemeiner Moral in die schöpferisch-individuelle *Moral unserer*

Geschichte ereignet« (S. 146). – »Aber um einen Begriff zu bekommen vom Leben eines anderen Menschen, muss man mit ihm durch den Tod gehen, durch *seine* Tode, *seine* Schwellen, und dieser Tod beginnt im Reich der eigenen Vorstellungen« (S. 141).

Postskriptum: Laudert ist mit Kafka, Wort und Schrift durch deren Tode gegangen, deshalb können sie nun alle wieder auferstehen; zumindest wenn man als Leser bereit ist, Lauderts Leistung, sein *ins Leben sterbende Werk*, lesend durchzustehen und selber ganz zu erfüllen, sodass dann in ihm nichts weniger als eben »meine Menschensache verhandelt wird«. (S. 35)

Philip Kovčec

1 Andreas Laudert: *Würde. Wie wir Menschlichkeit bewahren*, Dornach 2005.

2 Ders.: *In diesem Leben. Episoden*, Dornach 2007.

Vom Schicksal des Textkörpers

Zeitsymptomatologisches zum Umgang mit Sprache und Schrift

Lesung von und Gespräch mit **Andreas Laudert** (Lübeck), Schriftsteller, Priester der Christengemeinschaft

Moderation: Dr. Stephan Stockmar, Chefredakteur »DIE DREI«

Papier-Objekte zum Thema Textkörper von **Corinna Krebber** (Frankfurt)

Dienstag, 15. September 2009, 20 Uhr,

in der Amselhofbuchhandlung, Alt-Niederursel 22, Frankfurt, Tel. 069-57 36 01

Eine gemeinsame Veranstaltung der Amselhofbuchhandlung und DIE DREI.

Andreas Laudert wird aus seinem neuen Buch »Erfüllte Schrift. Das Wort zwischen Geist und Materie« lesen (Verlag Urachhaus, Stuttgart 2009).

Was ist das Wesen des Wortes? Woher kommt es? Wohin will es mit uns? Was ist das Schreiben und woher rührt seine Faszination? Das sind die Fragen, anhand derer Andreas Laudert Facetten einer Zeitsymptomatologie des Wortes herausarbeitet. Im Zentrum steht die Bedeutung des geschriebenen Wortes und des Schreibprozesses, unter Bezugnahme auf Werk, Leben und Selbstverständnis des Schriftstellers Franz Kafka, der mit den Möglichkeiten und Gefahren des Schreibens im Innersten vertraut war und es als »Lohn für Teufelsdienst« bezeichnete.

Mit frischen Augen für heute geschrieben

SABINE APPEL: **Johann Wolfgang von Goethe – ein Porträt**, Böhlau Verlag, Wien 2009, 346 Seiten, 22,90 EUR.

Das letzterschienene Goethe-Jahrbuch 2007 verzeichnet in der »Goethe-Bibliographie 2006« insgesamt 478 Titel, davon 51 in der Sektion »Biographisches. Beziehungen zu Zeitgenossen«; im Jahr davor waren es 548 bzw. 64 biographische Titel gewesen – und so geht das, mit nur leichten Schwankungen, Jahr für Jahr. Wer vermag das noch zu überblicken – und er oder sie müsste es doch, bei dem wissenschaftlich geradezu selbstmörderischen Unterfangen, im Jahr 2009 eine weitere Goethe-Biographie zu schreiben. Sabine Appel, »freie Autorin« und insbesondere für das 19. Jahrhundert erfahrene kulturhistorische Biographin, hat es gewagt und die oft kleingeistige Belesenheitsfalle geschickt und mit Witz umgangen, indem sie zum guten Beschluss ihres »Porträts« (also keine einklagbare »Biographie«!) eine amüsante Zusammenstellung solcher Goethe-Titel von Robert Gernhardt zitiert: *Ist Goethe ein Deutscher? Wer stahl Goethes Geburtsurkunde? Ein Tropfen Türkenblut in Goethes Adern? Weihnachten bei Goethe. Wie Goethes Geburtstage gefeiert wurden. Goethes Kurzsichtigkeit und seine Lorgnetten. Trug Goethe Zahnersatz? Bis hin zu Goethes Hygiene G. in seinen Beziehungen zu Apothekern. G. und die Dampfmaschine. G. und die Bienen, Goethes Mitwirkung am Zillbacher Holzprozess ...* Eigentlich muss es ja geradezu Spaß machen, aus solchen und anderen empirischen Daten das farbige Lebensbild eines, bzw. dieses außergewöhnlichen Menschen zu malen und seine dutzendfach existierenden Büsten, Porträts und Denkmäler von ihrer historischen Patina zu befreien und nachzuschauen, wer und was sich darunter verbirgt. Genau das hat die Autorin versucht – und es ist ihr, mit der gebotenen Unbefangenheit eines unsentimentalen und doch respektvollen Blicks aus dem 21. Jahrhundert, auch gelungen: Ein modernes Porträt – und wer davon am meisten profitiert, ist der

»Olympier« selbst. Er tritt uns entgegen ohne Heiligenschein, aber doch als überlebensgroße Erscheinung, blankgeputzt und menschlich-lebendig, und die eher nebenbei mit leichter, aber nie leichtfertiger Hand resümierten dichterischen Werke möchte man, so klug und komplex werden sie präsentiert, dann gleich noch einmal – oder auch erstmals – lesen.

Goethe-Kenner werden da kaum Neues finden, wohl aber viel Bekanntes – etwa die in *Dichtung und Wahrheit* erzählte Jugendzeit – in neuem Licht und in frischen, unkonventionellen Farben wiedererkennen. Appel verbringt relativ viel Zeit mit ihrem großen Gegenüber in Frankfurt, Leipzig, Gießen und Straßburg, die Jahre, in denen sich insbesondere sein psychologisch-dichterischer, um nicht zu sagen weltanschaulicher Blick auf Frauen, auf das Weibliche ausgebildet hat und das, was man das Androgyne seiner Welthaltung nennen darf; sie erkennt darin letztlich die zukunfts-trächtige und zukunfts-fähige »Botschaft« der Einmaligkeit der Goethe'schen Existenz. Eine knappe, aber sehr konzise Interpretation des Gedichtes *Ganymed* (1774) ist gewissermaßen der Prolog des Unternehmens und grundiert das Porträt mit der Polarität und Spiegelung des Männlichen und des Weiblichen und der angedeuteten, später vorsichtig ausgesprochenen Einverleibung des weiblichen »Prinzips« als Steigerung des Menschlichen: Goethes männliche Helden »scheitern im Allgemeinen an ihrer eigenen Unbedingtheit und lassen oft noch verbrannte Erde und geopfert Seelen auf ihrer Wegstrecke zurück. Das Ringen und Streben des männlichen Menschen läuft auf kein Endziel hinaus, da der Mann den Kontakt zum natürlichen Ganzen und zu sich selbst nicht (mehr) besitzt. Goethe antizipiert einen weiblichen Geist, der sich nicht vertikal, sondern spiralförmig nach oben bewegt. Dieser ... ist zyklisch geschlossen, von Erdhaftung, Reifung und Wachstum geprägt ... (Diese Vision) löst das größte Dilemma des abendländischen, modernen Menschen: die selbstbestimmte Überwindung des Ich.«

Vor diesem, wenn man so will »theoretischen« Hintergrund rechtfertigt sich die relativ aus-

fürhliche, aber immer lebendige und mit einem gehörigen Schuss gesunden Menschenverstandes formulierende Schilderung des Sturm-und-Drang-Goethe: Das »schwierige seelenverwandte« Verhältnis zur Schwester, die »zur unbedingten Liebe« fähige Mutter, die »seinem Frauenbild einen lebenssicheren und tief geredeten Grund« gab, die »gebrochene Blume« Friederike Brion, Werthers Lotte, Lili Schöne-mann, und dann natürlich Frau von Stein im ersten Weimarer Jahrzehnt, an der er auch als »Schwesterliebe die tiefste seelische Verbundenheit« erlebt (und der auch die Autorin bei aller psychologischen Einsicht das Rätselhafte belässt und es respektiert), ein Erlebnis, das seine Frauenfiguren ganz wesentlich prägte, hin zur Erlösung des zerstörerischen Männlichen. Der letzte Satz seiner letzten und vermächtnis-beladensten Dichtung – das sprichwörtliche »ewig Weibliche«, das uns »hinanzieht« – ergibt sich gewissermaßen zwingend aus Appels mit großer Sensibilität und materialreich entwickelten Psychographie Goethes und ihrer Verdinglichung in den von ihm geschaffenen Frauenfiguren, und es verliert dabei alles Rätselhafte zugunsten jener überzeugenden Deutung, mit der sie ihr Buch begonnen hatte und die die exemplarische Existenz Goethes als Wegweiser aus den Verkrampfungen der Gegenwart zu lesen anregt. Besonders eindrucksvoll wegweisend ist in diesem Zusammenhang ihre »Entdeckung« der Makarien-Figur in den Wanderjahren, die hier geradezu ein Schlüssel zu Goethes »ganzheitlichem Weltempfinden« wird. Immer wieder variiert Appel ihre Erkenntnis von der Bedeutung des Weiblichen in Goethes Leben und Botschaft; von »Botschaft« wird man durchaus reden dürfen bei diesem Menschen, der wie kaum ein Zweiter seine eigene Biographie als eine bewusst auch stilisierte Botschaft gelebt und geschrieben hat, dem es ganz wesentlich darum ging, die Deutungshoheit über sich selbst zu behalten – Appel macht ihm das, bei aller modernen Distanz und analytischen Subversion, nicht streitig und verweist mit nur einigen wenigen Absätzen Kurt Eisslers aufwändige psychoanalytischen Erklärungen und Enthüllungen auf die Plätze.¹ »Man kann

wohl die These wagen, dass das ›Ewig-Weibliche‹ einen bisher kulturell unterdrückten, auf jeden Fall noch nicht ausreichend eingelösten Bereich menschlicher Identität und Welthaltung bezeichnet ..., dass die Einbeziehung des ›Weiblichen‹ in eine zukünftige Welthaltung dem Menschen mit seinen inneren und äußeren Gefährdungen vielversprechende Wege weisen kann.« Wohl gemerkt: Hier geht es nicht um eine modische feministische Lesart der Biographie Goethes, sondern um etwas Fundamentaleres: Weiblichkeit und Männlichkeit als polare Elemente des Menschen.²

Es ist nur zu verständlich, dass bei diesem Riesen-thema auch viel unter den Tisch fiel, das zum Porträt gehörte: Beispielsweise der politische Goethe, den Appel für unwesentlich hält; oder Goethes auch als Botschaft angelegte Theaterarbeit, die hier, wohl weil sich das leichter erzählen lässt, auf die unerquicklichen Quere-len mit Caroline Jagemann reduziert werden; oder Goethes naturwissenschaftliches Werk, ohne das, wenigstens angedeutet, dem Porträt eine wichtige Dimension fehlt. Aber solche Fehlanzeigen wie auch einige problematischen Urteile wiegen gering gegen den beträchtlichen Gewinn dieses nicht zuletzt lesbar, unakademisch, bisweilen erfreulich frech geschriebenen Buches.

Ekkehart Krippendorff

1 »Der voyeuristische Blick auf den Genital-Goethe ... von einem Autor, der mit seiner immensen Fleißarbeit und seiner Indiziensuche, wie es gelegentlich scheint, selbst ein ödipales Problem bewältigen will ...« Vgl. Kurt Eissler: *Goethe. Eine psychoanalytische Studie. 1775-1786*, 2 Bde., München 1987.

2 Appel hat in den USA einen germanistischen Vorläufer, der eine der ihren wesensverwandte These von der integrierten Sichtweise des Weiblichen literaturgeschichtlich bei Goethe (vor allem) herausgearbeitet hat – ein Buch, das nach meiner Kenntnis in Deutschland leider nicht beachtet worden ist: Benjamin Bennett: *Goethe as Woman. The Undoing of Literature*, Wayne State University Press, Detroit 2001.

Vom zeitlos Imaginären

REINER STACH: **Kafka. Die Jahre der Erkenntnis**, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008, 726 Seiten, 29,90 EUR.

Der zweite, nein: dritte Band von Reiner Stachs großangelegter Kafka-Biographie liegt nun vor, der erste noch nicht. Schuld daran war die Rechercheelage. Als der Autor 2002 von Kafka und seiner Zeit zu erzählen begann (*Kafka. Die Jahre der Entscheidungen*), wählte er zunächst den Zeitraum von 1910 bis 1915, weil eine große Menge an Unterlagen, die die Zeit davor und besonders Kafkas Freundschaft mit Max Brod betreffen, im Besitz von Brods Erbin Ilse Ester-Hoffe in Tel Aviv war und für die Forschung nicht zur Verfügung stand. Nachdem Ester-Hoffe im Jahre 2007 mit 101 Jahren verstorben ist, gingen die Dokumente in den Besitz des Staates Israel über. Es besteht Hoffnung, sie für das Deutsche Literaturarchiv Marbach zu erwerben.

Jetzt, sieben Jahre nach Erscheinen des vorigen Bandes, schließt sich der Fortsetzungsband an. Er behandelt die Jahre 1916 bis 1924, die Zeit von Kafkas zunehmender Erkenntnis der eigenen Lage – in einer sich grundlegend verändernden Welt – bis zur Hellsichtigkeit des Künstlers, bis zum Tod.

Auffallend ist, dass auch der Autor eine Entwicklung durchgemacht hat. Nicht nur zeigt er, dass er Kafkas unbedingten Willen zur Vollkommenheit erkennt, sondern mehr und mehr gelingt es ihm, ins innere Wesen von Kafkas Beziehungen einzudringen; hier am Beispiel von Felice und ihrer Freundin Grete Bloch. Aus einem Brief Kafkas an letztere, der einen äußerst höflichen und wahrhaftigen Eindruck macht, die stummen Gesten der Abwehr herauszuarbeiten, zeugt von intuitivem Verständnis.

Interessant sind auch Stachs essayistisch anmutende Ausführungen, wie über Kafkas und Brods Stellung zum Zionismus oder über die soziale Mentalität im I. Weltkrieg, besonders die Frauenemanzipation durch Übernahme von Männerarbeit durch Frauen. Es gelingt ihm, eine wesentliche Allgemeincharakteristik von Kafkas Aufzeichnungen zu geben. Sein Hinweis auf die »Epiphanie der verschwiegenen Wahr-

heit«, offenbart an Kafkas Verlobungsbild, ist überraschend. Und geradezu atemberaubend ist ein Morgen im Oktober 1914 beschrieben.

Gleichzeitig scheint sich Kafkas Leben außerhalb der Zeit abzuspielen: »Das Gewesene ist überwältigend präsent, die Wunden bluten ewig weiter, das Imaginäre ist zeitlos.« Zu den tiefsten Gedanken des Buches gehören Stachs Anmerkungen über die Aufgabe der Bilder, und wie Kafkas Ausgeschlossenheit vom gewöhnlichen Leben die Rückkehr der imaginativen Kräfte bewirkte.

Reiner Stach legt hier ein umfassendes, fast monumentales Werk vor. Er kennt die beschriebene Zeit gründlich, spürt ihren Entwicklungen nach und zeigt auch ihre Schatten. Mit der bewährten Manier einer leicht ironischen Schreibweise hält er den Leser bei der Stange.

Er hinterfragt Begriffe, wie zum Beispiel »Heimatfront«. Aber er hinterfragt noch mehr: In den Briefen an Felice findet sich viel Unausgedrücktes, Ungesagtes. Der Autor zerpflückt einen dieser Briefe, stellt die unausgesprochenen Fragen und enthüllt dabei »die latente Komik dieses »Diskurses«, die Kafka offensichtlich selbst nicht bemerkte.

Das Buch ist überaus lesenswert; einige Einschränkungen sollen jedoch nicht verschwiegen werden. Es wird zum Beispiel nicht erwähnt, dass Hugo Bergmann wesentlich mehr für Kafka war als nur ein Klassenkamerad; er war sein Schulfreund durch alle zwölf Schuljahre hindurch. Bergmanns Schwiegermutter Berta Fanta, deren Namen man in diesem Band nicht findet, unterhielt in Prag einen Salon, bei dem auch Kafka zuweilen anwesend war. Die Familie von Dora Diamant war chassidisch, aber nicht im wörtlichen Sinne ultraorthodox. Kafka hielt sich öfter zu Studienzwecken in der »Hochschule für die Wissenschaft des Judentums« auf; Wissenschaft *vom* Judentum drückt etwas anderes aus. Norbert Glas, ein für Kafka bedeutungsvoller Arzt, ist nur am Rande namentlich genannt. Auch war Carl Busse kein »biederer«, sondern ein in jener Zeit gefürchteter, scharfer Kritiker. Rudolf Steiner wird nur einige Male erwähnt, ohne eine Auseinandersetzung Kafkas mit Theosophie/Anthroposophie erkennen zu lassen.

Auf S. 375 findet sich die Aussage: »... als christlich hatte sie (Milena) schon lange niemand mehr apostrophiert ...«; eine naheliegende Vermutung des Autors. Daraus abzuleiten, dass sie sich für Fragen der Religion nicht interessierte, scheint jedoch gewagt. Sie las Dostojewski und war zutiefst beeindruckt von der Unbedingtheit, mit der seine Gestalten das Christliche in der Welt leben wollten.

Stach bewertet Aussagen Kafkas im Sinne von: »Er zeigt die Schatten, doch niemals das zugehörige Licht« (S. 263f). Hierzu führt er ein Kafka-Zitat an: »Dem Diesseits kann nicht ein Jenseits folgen, denn das Jenseits ist ewig, kann also mit dem Diesseits nicht in zeitlicher Beziehung stehn«. Stachs Resümee: »Und damit ist die letzte, die allerletzte Tür ins Schloss gefallen.« Hier liegt wohl ein Missverstehen vor, denn in *Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg* (74. und 84.) spricht Kafka vom Paradies, das noch vorhanden sein muss.

Für eine solch breit angelegte Arbeit hat Reiner Stach durch seine Studiengänge (Philosophie, Literaturwissenschaft und Mathematik) und seine Tätigkeit als Wissenschaftslektor beste Voraussetzungen erworben. Seit 1987 veröffentlicht er im Fischer Taschenbuch Verlag, zuerst *Kafkas erotischer Mythos*. Mit der Ausstellung »Kafkas Braut« 1999 konnte er den von ihm in den USA entdeckten Nachlass Felice Bauers zeigen.

Das vorliegende Buch wurde 2008 mit dem Heimato von Doderer-Literaturpreis (Sonderpreis für Biographie) ausgezeichnet.

Maja Rehbein

Franz von Assisi als Zeitgenosse

PETER KAMMERER, EKKEHART KRIPPENDORFF, WOLFDIETER NARR: **Franz von Assisi – Zeitgenosse für eine andere Politik**, Patmos Verlag, Düsseldorf 2008, 178 Seiten, 16,90 EUR.

»Um frei zu sein, niemandem untertan, verzichtet er fröhlich auf alles, was ihn und sein Tun entfremdend binden könnte. ... Darum kann er der Kirche geben, was der Kirche ist. Bis zur Anerkennung der höherrangigen Mittlerquali-

tät jedes Priesters. Und er kann seiner Christusnachfolge geben, was ihrer ist. Der Freiraum, den sich Franz von Assisi durch solche Entbindungen für seine eigene individuelle und überindividuelle Nachfolge verbindlich schafft, ist riesig. Er schafft den Freiraum, in dem er das eigene Leben in seinem Sinne gestaltet. Er setzt sein Leben ein. Das scheint der tiefere Sinn der Armut, die befreit, und der in Richtung auf das eigene Ziel reich macht.«

In dieser Haltung liegt für die drei Autoren – emeritierte »linke« Politologen und Soziologen – die Modernität des Franz von Assisi, die ihn zum Zeitgenossen befähigt. Ohne ihn aus dem mittelalterlichen Bewusstseins- und Gesellschaftszusammenhang zu lösen, ohne eine »gültige« Lehre zu abstrahieren, lassen sie ihn als radikales Individuum in Erscheinung treten, in dessen Handeln, Fühlen und Denken auch für den Außenstehenden Christliches erkennbar wird. »Seine Weltabsage ist keine Flucht, sondern ... ein brüderliches »In-der-Welt-sein«, das die umgebende Welt ganz konkret belebend und beseelend ergreift. Der Geist wirkt so nicht in Form einer Ideologie, sondern als im Menschen wirksame – Menschsein ermöglichende – Kraft, die »die Grenzen unseres möglichen Menschseins« erweitert (Karl Jaspers).

Vor diesem Hintergrund eröffnen sich nicht nur interessante Perspektiven auf die Zeit des Franziskus selbst, in der seine revolutionäre Kraft durch das bewährte Mittel der Institutionalisierung gebrochen werden sollte (hier wird insbesondere der Kanonisierung seiner Biographie durch Bonaventura und den Giotto zugeschriebenen Freskenzyklus in der Oberkirche von Assisi nachgegangen), sondern ebenso auf die jüngere Geschichte (z.B. Rosa Luxemburg) und das gegenwärtige Ringen um die Menschenrechte oder ein ökologisches Bewusstsein. Letzteres bedürfe einer Wissenschaft, die eine veränderte Haltung des Subjektes zu seinem Gegenstand pflegt, wie sie insbesondere bei Goethe zu finden sei (Krippendorff hat sich verschiedentlich mit Goethe auseinandergesetzt, wie auch seine Beiträge für diese Zeitschrift zeigen). Von dieser Haltung hängt Entscheidendes ab, was mit Arnold Toynbee gesagt wird: »Wird

die Menschheit Mutter Erde ermorden oder sie erlösen? Sie könnte sie durch den Missbrauch ihrer wachsenden technologischen Macht töten. Oder aber sie könnte sie erlösen, indem sie die selbstmörderische, aggressive Gier überwinden lernt, die für alle lebenden Geschöpfe, einschließlich des Menschen, der Preis für das Geschenk des Lebens durch die Große Mutter Erde ist. Dies ist die rätselhafte Frage, der sich die Menschheit heute gegenüber findet.« – Von dieser Gier als Preis für das Menschsein auf der Erde hat sich Franziskus durch die Hinwendung zur Armut im obigen Sinne zu befreien gesucht, die für ihn als »geliebte Braut« einen wesenhaften Zug angenommen hat.

Das »franziskanische Kreisen« der Autoren richtet sich auch auf die »Gegenwart des Unbedingten im Bedingten« einer Simone Weil, die »Freiheit eines Christenmenschen« nach Luther (bei dem im Gegensatz zu Franz das Verhältnis zwischen Welt- und Selbstveränderung verloren geht) oder die Gefahren der Abstraktion (aus diesem Zusammenhang ist das Eingangszitat dieser Besprechung entnommen) und den allgemeinen Wirklichkeitsverlust, wie er insbesondere im Wirtschaftsleben zu erkennen ist. Gegen Ende werden dann doch einige »Minima Franziskania« für die Gegenwart formuliert, die jedoch ganz auf die Initiative des Einzelnen bauen, so z.B.: »Nimm jeden anderen Menschen als eine ganze Person ernst, nimm aber andere Lebewesen und Dinge zuallererst für Lebewesen und Dinge für sich, dann wirst du es schaffen, den anderen, das andere zu lassen, wie er oder es dich lässt. Du wirst dich seiner erfreuen, wie es sich deiner erfreut. Dann erst wird es möglich sein der grundlegenden Devise der Moderne entgegenzuarbeiten, die nicht zuletzt die Angstvereinigung staatlichen, kapitalistischen und individuellen Sicherheitsverlangens mit aller Gewalt bewirkt: ›Fürchte den Nächsten wie dich selbst!«

Es ist beeindruckend, wie hier aus der Gegenwart heraus – aber mit einem ausgeprägten Bewusstsein für geschichtliche Prozesse – auf Franziskus geblickt und das Gespräch mit ihm gepflegt wird, ohne ihn aus seinem Zusammenhang zu lösen oder ihn für ein abstraktes Ziel

zu instrumentalisieren. Auf diesem Wege wird tatsächlich eine »andere Politik« denkbar, die auf Anerkennung und Vertrauen beruht.

Stephan Stockmar

Rosenkreuzer

MARTIN BRECHT: **Johann Valentin Andreae 1586-1654. Eine Biographie**, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, 389 Seiten, 49,90 EUR.

JOHANNES RÖSCHE: **Robert Fludd. Der Versuch einer hermetischen Alternative zur neuzeitlichen Naturwissenschaft**, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht (unipress), Göttingen 2008, 634 Seiten, 72 EUR.

Das frühe 17. Jahrhundert ist durch jene Periode gekennzeichnet, die auf der einen Seite durch Renaissance und Humanismus, auf der anderen durch Ausformungen der sogenannten naturwissenschaftlichen Revolution bestimmt ist. Es handelt sich um ein europäisches Phänomen, das auf verschiedene Weise inspirierend und impulsierend gewirkt hat. Zwei Repräsentanten dieser Epoche sind auf dem europäischen Festland der protestantische Theologe Johann Valentin Andreae und in England der Arzt und Alchemist Robert Fludd. Zu Leben und Werk beider sind in bemerkenswerter Gleichzeitigkeit Biographien erschienen, deren richtunggebende Bedeutung kaum zu bestreiten sein wird. Beide Publikationen sind im selben Verlagshaus erschienen. Auch aus diesem Grund liegt es nahe, einen entsprechenden Hinweis im Zusammenhang zu geben.

Als württembergischer Theologe hat der aus einer prominenten Pfarrersfamilie lutherischer Prägung stammende Andreae zunächst eine regionale wie überregionale kirchengeschichtliche Bedeutung erlangt. Sein Großvater Jakob Andreae hatte das Amt des Kanzlers der Universität Tübingen inne. In dieser Funktion nahm er führend an den Religionsverhandlungen der unter sich zerstrittenen Lutheraner teil. Auf ihn geht die Zusammenfassung (Epitome) der sogenannten Konkordien- oder Eintrachtsformel (Formula Concordiae) zurück. Zur Verwandtschaft der Andreae gehörten nicht weniger als

30 Kirchenmänner, 13 Juristen und 17 Mediziner. Somit war für eine weithin bekannte gesellschaftliche Verankerung gesorgt. »Das von Jakob Andreae und Brenz überkommene Luthertum war für den Enkel eine der festen, nie in Frage gestellten, sondern mehrfach ausdrücklich bejahten Bindungen, mochte das auch mit seiner sonstigen in einer neuen Zeit überkommenen geistigen Mitgift in Spannung stehen«. Zu dieser Einschätzung kommt Martin Brecht, emeritierter Professor für Kirchengeschichte an der Universität Münster. Als Luther-Biograph, Herausgeber einer mehrbändigen Geschichte des Pietismus und Verfasser zahlreicher Studien zur württembergischen Geistesgeschichte bringt der Autor somit beste Voraussetzungen für die Erarbeitung dieser Biographie mit.

Das spezielle Interesse an J. V. Andreae ergibt sich aus seinem Verflochtensein mit der Abfassung der rosenkreuzerischen Manifeste *Fama* und *Confessio Fraternitatis* sowie der Mysterienschrift *Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz*, deren Symbolik zu mancherlei Interpretationen Anlass gegeben hat. Was Christian Rosenkreuz anbelangt, so ist schon sein Name mehrdeutig. Einerseits ist daran zu erinnern, dass die Familie Andreae ein Andreaskreuz im Wappen führte, das mit vier Rosen verbunden ist. Diese Rosen erinnern wiederum an Luthers Wappen, in dem eine Rose in Verbindung von Herz und Kreuz steht. Die von Rudolf Steiner unter anderem in der *Geheimwissenschaft im Umriss* entwickelte Rosenkreuz-Meditation lenkt die Aufmerksamkeit auf den esoterischen Aspekt dieses Symbols. Im Grunde erschließt es sich erst, wenn es in die meditative »Innerung« hineingenommen wird.

Im Sinne seiner biographischen Aufgabe beschränkt sich Martin Brecht erwartungsgemäß auf die historischen Bezüge. So kann man sich ein durch die Zeitlage bedingtes Bild machen, wie es sich aus der auf Orthodoxie achtenden lutherischen Bekenntnissituation und aus der kirchenpolitischen Situation am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) ergibt. In diesem Zusammenhang legt Brecht dar, inwiefern J. V. Andreae am Zustandekommen und der Verbreitung der drei ursprünglichen Rosen-

kreuzertexte beteiligt war, wie er auf die vielseitige Reaktion antwortete und welche Stellung der rosenkreuzerischen Idee in seinem übrigen Schrifttum zuzuweisen ist. Deutlich herausgearbeitet ist das Profil des umfassend gebildeten lutherischen Theologen, der sich über ein eng gefasstes Luthertum hinaus um eine pädagogische und soziale Reform in schwerer Kriegszeit bemühte. Und wenn Andreae nach dem spektakulären Medienereignis des Rosenkreuzertums nicht mehr darauf zurückkam, so hat er doch aus rosenkreuzerischer Gesinnung heraus weiterhin innerhalb seiner württembergischen Landeskirche gewirkt. Er wurde am Stuttgarter Herzogshof als Hofprediger mit hohen Leitungsfunktionen betraut, die er nach Brechts Bewertung mit beachtlichem politischem Geschick erfüllt hat.

Nicht unerwähnt sei, dass er der theologisch wie kabbalistisch gebildeten Schwester Herzog Eberhards III., Prinzessin Antonia (1613-1679), dadurch so nahe kam, dass sie in einem Bildwerk an ihren Seelsorger erinnert hat. Es geschah innerhalb der von ihr gestifteten und in Auftrag gegebenen kabbalistischen Lehrtafel in der Dreifaltigkeitskirche von Bad Teinach im Schwarzwald. Dort wird der Prophet Jesaja im Gegenüber von Hesekiel durch die Gesichtszüge Andreaes personifiziert, wodurch Antonias hohe Einschätzung ihres Hofpredigers zum Ausdruck gebracht ist.

Aus der Darstellung Martin Brechts geht, was das Rosenkreuzertum betrifft, hervor, dass er sich die Forschungsergebnisse der von J. Ritman begründeten Bibliotheca Philosophica Hermetica in Amsterdam zu eigen gemacht hat, mit der er seit vielen Jahren zusammenarbeitet. Das geschah zuvor beispielsweise aus Anlass des 400. Geburtstags Andreaes (1986) in dem Sammelband *Das Erbe des Christian Rosenkreuz* (Amsterdam 1988) sowie in *Rosenkreuz als europäisches Phänomen im 17. Jahrhundert* (Amsterdam 2002). Bedenkt man, dass die letzte umfassende, jedoch nach Gehalt und Gestalt ergänzungsbedürftige, Andreae-Biographie von Wilhelm Hossbach (Berlin 1819) abgefasst wurde, so erfüllt das Werk von Martin Brecht die Wünsche und Erwartungen bei weitem. Ent-

standen ist ein quellenmäßig reiches, auch einer allgemeinen Leserschaft zugängliches Buch.

Eigens zu erwähnen ist schließlich, dass Sohn Christoph Brecht als Germanist und Literaturwissenschaftler in Köln diese Biographie durch einen abschließenden Essay über das literarische Profil Andreaes als deutscher Schriftsteller im frühen 17. Jahrhundert bereichert hat. Er trägt unter anderem der Tatsache Rechnung, dass J. V. Andreae zu den »literaturgeschichtlich und überhaupt literaturwissenschaftlich am meisten vernachlässigten Autoren deutscher Sprache« gehöre. Und weiter: »Nicht einmal Andreaes zentrale Rolle bei der Hervorbringung der Rosenkreuzer-Mythologie – einer der spektakulärsten und folgenreichsten literarischen Mystifikationen nicht allein in der deutschen Literatur – hat ihm bleibende Prominenz zu sichern vermocht ...«. Trostlos verhalte es sich mit der Bearbeitung von Andreaes Wirkungsgeschichte. Damit ist einmal mehr die Bedeutung dieser Publikation begründet.

Was nun Robert Fludd (1574-1637) anbelangt, so gehört er zum Kreis der Renaissance-Philosophen und Schriftsteller, die sich eine umfassende Reform des geistig-kulturellen Lebens, insbesondere der Wissenschaften, speziell der Mathematik als Aufgabe stellten. Dem Geist der Zeit gemäß, für die der Einklang des Naturlebens mit dem der geistigen Welt unverzichtbar war, schrieb er seine Geschichte der zwei Welten (*Utriusque Cosmi Historia*). Darin ist der Versuch unternommen, die Harmonie des Kosmos in einer Einheit mit der Ganzheit des Menschen zu sehen. Hierfür war ihm ein Rückgriff auf die noch herrschende sogenannte *Magia naturalis* und die in der Renaissance praktizierte Kabbala unerlässlich. Man begegnet hierbei sowohl Anschauungen des Paracelsus als auch der in den seinerzeit neu zugänglich gewordenen hermetischen Schriften (*Corpus Hermeticum*).

Dabei durfte der rosenkreuzerische Impuls nicht unbeachtet bleiben. Auch wenn Fludd die drei Grundschriften des Rosenkreuzertums, wie Martin Brecht anmerkt, nur aus zweiter Hand kannte, ergriff er doch für diese Ideen Partei und verfasste einige Schriften zu ihrer Verteidigung, ähnlich wie sein deutscher Al-

chimisten-Kollege Michael Maier (1568-1622) oder der Schwabe Johannes Kepler. Der Verfasser der umfangreichen, auf einer Dissertation (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf) basierenden Darstellung, hat sich ein beachtliches Ziel gesetzt. Es geht ihm um eine »Erweiterung der gegenwärtigen Naturwissenschaften«, deren grundsätzliche Möglichkeit anhand von Robert Fludds Werk plausibel gemacht werden soll. Nun ist Fludd zwar ein renommierter universeller Denker, doch kann eine hinreichende Kenntnis seines Schaffens nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Dass die Aufgabenstellung erfüllt werden konnte, ist dem Geschick des Autors zu verdanken, der Fludds Gedankenwelt samt einer ausführlichen Schilderung der geistigen Strömungen in der Hochrenaissance (Hermetik, Kabbala, Alchimie, Astrologie, Neuplatonismus) beleuchtet. Man lernt die kosmologischen und spirituellen Vorstellungen kennen, Fludds Engellehre ebenso wie seine metaphysisch verankerte Gesundheitslehre und Medizin. Das geschieht in Auseinandersetzung mit Zeitgenossen des kopernikanischen Weltbildes, gefolgt von Nachwirkungen, wie sie unter anderem durch Athanasius Kircher, Descartes, Francis Bacon und Georg von Welling, dessen *Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum* auch vom jungen Goethe aufmerksam studiert wurde. In diesem Zusammenhang wird Fludds positive Einschätzung und Verteidigung des Rosenkreuzertums behandelt. Ihm lag offensichtlich daran, nicht nur die rechtfertigende Übereinstimmung mit der biblischen Tradition zu belegen. Für ihn unverzichtbar war auch die Übung der Nachfolge Christi, so dass er seinen Forschungsansatz mit der christlichen Spiritualität verband.

Was nun die Frage einer heutigen Rezeption Fluddscher Intentionen aus naturwissenschaftlicher Sicht anbelangt, so geht der Autor von der Tatsache aus, dass der Beschreibung der Natur seit langem zugrundeliegender geistig-seelischer Faktoren zu wenig Beachtung geschenkt werde. Hier bezieht sich Johannes Rösche beispielhaft auf den Physiker Wolfgang Pauli, Nobelpreisträger von 1945, der dies angemahnt hat. Gewiss war er nicht der Einzige, der sich die Korrektur-

und Ergänzungsbedürftigkeit wissenschaftlicher Forschung zu Eigen machte. Als Kollege von C. G. Jung an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich machte Pauli in der Korrespondenz mit weiteren Kollegen aus Physik und Tiefenpsychologie besonders auf Robert Fludd aufmerksam. Dies ergab sich schon aus der Tatsache, dass Jung und Pauli ein spezielles Interesse an der alchimistischen Symbolik sowie an synchronistischen Phänomenen teilten. Dies impliziert den Einfluss archetypischer Vorstellungen auf die Bildung naturwissenschaftlicher Theorien, wie sie unter anderem bei Kepler bestanden haben, wie sie aber auch darüber hinaus von Geltung sind.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Robert Fludd als ein Arzt und Philosoph zu sehen ist, der an der Epochengrenze von Renaissance und Barock gewirkt hat. Auch ist es beachtenswert, dass sich heutige Naturwissenschaftler von der Kompetenz eines Pauli bei dem Forscher der Hochrenaissance mit Blick auf eine Erkenntniserweiterung umgesehen haben, und zwar unter Einbezug eines mystischen Einheitserlebens. So informativ das Aufweisen wissenschaftsgeschichtlicher Fakten wie der hier vorgelegten ist, dürfte der daraus sich ergebende Ertrag zu einer noch weiter ausholenden Forschung einladen. Das mit Nachwirkungen und Reaktionen beschäftigte Schlusskapitel deutet m. E. bereits durch seine knappe Ausführung auf dieses Desiderat.

Gerhard Wehr

Cusanus heute

HARALD SCHWAETZER U. KIRSTIN ZEYER (Hg.): **Das europäische Erbe im Denken des Nikolaus von Kues**, Aschendorff Verlag, Münster 2008, 385 Seiten, 19,80 EUR.

Der von Harald Schwaetzer und Kirstin Zeyer herausgegebene Sammelband über *Das europäische Erbe im Denken des Nikolaus von Kues* enthält – wie üblich – eine Reihe von Abhandlungen mit speziellen Fragestellungen, betreffend seine Wirksamkeit in den Werken von Dürer (E. Filippi), Descartes (K. Zeyer), Losev (H. Stahl), aber auch Rückblicke auf Thierry

von Chartres (C. Rusconi), Meister Eckhart (M.-A. Vannier) und L. B. Alberti (E. Filippi, G. Cuzzo). Einbezogen sind die Fachbereiche Theologie (Ph. David), Musik (F.B. Stammkötter), Geografie (S. Möller) und Gesellschaftswissenschaften (D. Thiel, A. Moritz, T. Müller). Alles in allem ein bunter Strauß anregender Gedanken für geistesgeschichtlich interessierte Leser und Fachkollegen.

Den Untertitel des Buches *Geistesgeschichte als Geistesgegenwart* rechtfertigen vor allem die Beiträge von Harald Schwaetzer über *Europas Wurzel* und *Europa gestalten: Das Erbe des Nikolaus von Kues*. Er geht aus von dem Satz: »Nur mit der Kenntnis der Geistesgeschichte ist Handeln in Geistesgegenwart möglich« und formuliert dann neun Thesen zur Gestaltung der europäischen Gegenwart aufgrund seiner umfassenden Kenntnis der Philosophie des Cusaners:

1. »Diejenigen Ideen, die im Beginn der Neuzeit einen einschneidenden Wandel verursachten, sind nur zu einem geringen Teil wirksam geworden; die eigentliche Aufnahme steht noch aus. Europa hat seine eigene Entwicklung verschlafen. An Gestalten wie Nikolaus von Kues kann es aufwachen.

2. Nach der Auffassung des Nikolaus von Kues ist eine in sich differenzierte friedliche Einheit Europas mit Blick auf Religion und Staatengemeinschaft nur denkbar, wenn die drei Bereiche von Religion/Kultur, Staat und Wirtschaft untereinander in einem Verhältnis stehen, welches die jeweils eigenständige Entfaltung des anderen Bereiches erlaubt und respektiert.

3. Europas Grundwerte ruhen auf der Voraussetzung, dass jeder Mensch ein sich durch eigene Kreativität gestaltendes, jederzeit Zukunft offenes Wesen besitzt. Aufgrund dieser Kreativität bleibt dieses Wesen immer unantastbar. Die Würde Menschen ist einerseits unantastbar, weil sie als verborgene gar nicht angetastet werden kann. Zugleich aber besteht die Würde des Menschen andererseits in der offenen unendlichen Entfaltung ihrer selbst. Diese Entfaltung darf nicht angetastet werden, weil damit der Beziehungsraum zwischen Wesen verletzt und Menschsein ignoriert wird. Dieses Wesenverhältnis ist auch auf seinen Bezug zur Natur

und zu Gott anwendbar.

4. Der homo europaeus muss zwischen Relativismus (keine Antwort) und Dogmatismus (eine einzige richtige Antwort) sich der eigentlichen Aufgabe, in Verantwortung stets neu Wahrheit sich zu erringen, bewusst werden. Erringen von Wahrheit stellt sich als Gleichgewichtsproblem dar, wobei, was ins Gleichgewicht gebracht wird, zunächst zu bestimmen ist. Ein solcher Prozess ist gegenläufig zur gewohnten, Sicherheit suggerierenden Antwortkultur auf das Stellen der richtigen Frage zur Überprüfung von Voraussetzungen gerichtet.

5. Die europäische Gemeinschaft steht vor der Aufgabe, unter Bewahrung ihres intellektuellen Gewissens, Rationalität und Spiritualität zu verbinden, um dadurch Grundwerte auszubilden, die als verbindlich erfahren und geteilt werden.

6. Kulturreform bedarf für Cusanus eines Verständnisses von Bildung, welches die Entwicklungsfähigkeit des Menschen ernst nimmt, um die Möglichkeit geistiger wirklichkeitsgestaltender Erfahrungen in der Welt frei zu setzen, ohne den Extremen von Weltflucht und Weltsucht zu verfallen.

7. Eine geänderte Einstellung zur Kultur ist auch eine geänderte Einstellung zur Natur. Die Natur ist im cusanischen Sinne als eigenständiges Wesen, welches dem Menschen geistlebendig in der Welt gegenübersteht, anzuerkennen; sie darf weder mechanistisch, technizistisch oder utilitaristisch missbraucht, noch abstrakt metaphysisch überhöht werden.

8. Damit im cusanischen Sinne eine Sozialreform möglich wird, muss die Würde des Menschen in ihrer Entfaltung unantastbar sein; dazu ist die bisherige Denkweise genau umzukehren. Materielle Versorgung, geistiger Freiraum und soziales Umfeld müssen gegeben sein; in ihm wird der Mensch sich entfalten, und seinerseits den anderen genau diese Elemente zur Verfügung stellen. Man lebt nicht von dem, was man leistet; sondern man lebt von den anderen und leistet für sie.

9. Im Zusammenfall von Theorie und Praxis bewährt sich geistige Einsicht, indem sie eine Fähigkeit zur Gestaltung des Lebens darstellt.

Die Ausbildung von Bildern als Symbolen geistiger Fähigkeiten, wie sie auch der deutsche Idealismus oder in der Gegenwart Neil Postman als neue Mythologie gefordert haben, ist eine Form, um Europa lebendig zu erhalten.«

Diese Thesen werden von Harald Schwaetzer im Einzelnen erläutert. Sie sind von so grundlegender Bedeutung, dass man dem Buch größtmögliche Verbreitung wünscht, vor allem unter Politikern. Cusanus lebte vor über 500 Jahren. Harald Schwaetzer zeigt: Er ist »der Vordenker eines demokratischen Europas.«

Manfred Krüger

Mehr eigenes Urteil

der blaue reiter – Journal für Philosophie, Nr. 26: **Unser Körper. Zwischen Ich und Welt**, Omega-Verlag, Stuttgart 2008, 15,90 EUR.

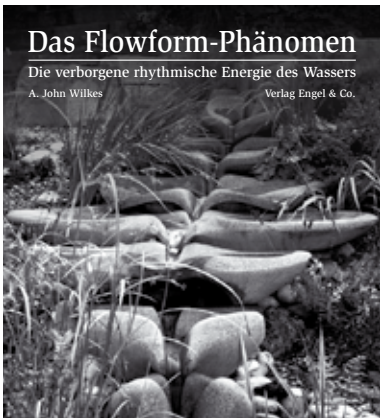
Zeitschriften, die sich zwischen glatten lifestyle Magazinen einerseits und kompetitiven Fachzeitschriften der Leistungsforschung andererseits platzieren, sind eine Seltenheit. Haben sich die letzteren so weit von der Dringlichkeit des Alltäglichen entfernt, dass sie für das Leben belanglos erscheinen, lassen sich die ersteren von der Fülle der Zeitphänomene so betauschen, dass kaum mehr ein Stück Idealität in den Alltag hineinleuchten kann. So sind die wissenschaftlichen Zeitschriften für das Leben tendenziell sinnlos und die unterhaltenden geben dem Suchenden wenig Orientierung.

Der blaue reiter – Journal für Philosophie – ist in diesem Sinne eine Seltenheit. Er erscheint zwei Mal im Jahr und setzt sich für jede Ausgabe ein gesellschaftsrelevantes Thema wie Heimat, Freiheit, Geld und Glück, das interdisziplinär und einführend angegangen wird. Die aktuelle Ausgabe beschäftigt sich mit dem Thema »Körper«. Neben philosophiegeschichtlichen Betrachtungen liegt der Schwerpunkt auf der Bedeutung des Körpers in der Hightech-Medizin. Mehrere Artikel zeichnen kritisch die Entwicklung der Medizin nach, in der eine zunehmende Technisierung und Kommerzialisierung des menschlichen Körpers festzustellen ist. Gerade durch diese Perspektive wird die Brisanz der

Fragestellung deutlich und zugleich die Rechtfertigung für das Thema eingelöst. Hier liegt ein produktiver Beitrag zum Verständnis und Umgang mit dem Körper, der ruhig profilierter und eigenständiger hätte ausgearbeitet werden können. Die Gefahr des jetzigen Unternehmens

ist wohl die Unschärfe in der Auswahl mancher Beiträge, die teilweise viel Wissen und Information enthalten, aber wenig Aussagekraft in Urteil, Erklärung und Zugriff.

Johannes Nilo



Wilkes, John

Das Flowform-Phänomen

Die verborgene rhythmische Energie des Wassers

239 Seiten mit 308 farbigen Abbildungen

Format 21 x 24,5 cm, geb. 36,00 Euro

ISBN 978-3-927118-20-1

Wasser ist nicht nur für das Leben essentiell wichtig, sondern es ist auch für die Kreisläufe und Veränderungen in der Natur entscheidend. John Wilkes zeigt eindringlich, dass Wasser der universelle Empfänger alles dessen ist, was wir dem Wasser zufügen. Aus diesem Grund ist die Weise, wie wir mit dem Wasser umgehen, von ausschlaggebender Bedeutung für unsere Gesundheit und das Wohl der Erde.

Durch die Arbeit an seiner bemerkenswerten Erfindung, der Flowform, hat John Wilkes unbekannte Geheimnisse der Welt des Wassers entdeckt und gleichzeitig eine Kunstform von großer Schönheit geschaffen. Seine lebenslangen Versuche mit Rhythmus und Wasser, zum ersten Mal in diesem Buch komplett vorgestellt, bieten überraschende Lösungen zeitgemäßer Probleme.

Dieses bahnbrechende Buch ist aufwändig bebildert, um die Schönheit der Flowform und das breite Spektrum ihrer Anwendungen darzustellen.

Verlag Engel & Co · Alexanderstr. 11 · 70184 Stuttgart · www.buch-engel.com

Tel.: 0711 24 04 93 · Fax: 0711 23 600 21 · info@buch-engel.com